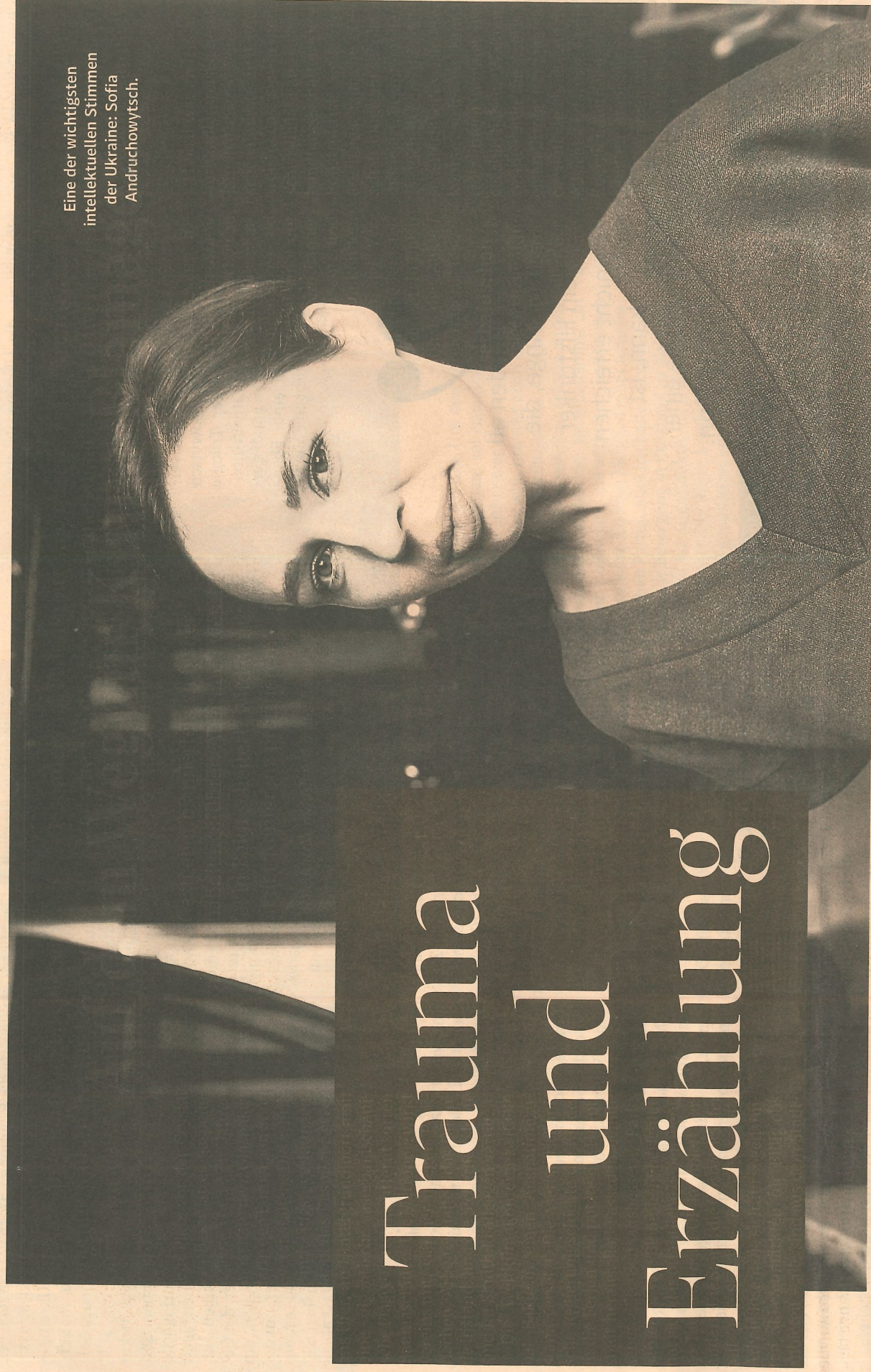


**Alexej Nawalny's** posthum erschienene Autobiografie und **Andrej Kurkows** neues Tagebuch „Aus dem täglichen Krieg“. A 3

**Besonders im Fadenkreuz** sind queere Menschen in den besetzten Gebieten der Ukraine. Eine Fotoreportage. A 4 & A 5

**Architektur** Ein neuer **Atlas** führt zu den Damen und Herren, die seit der Antike Hausfassaden nach oben stemmen. A 8



Eine der wichtigsten intellektuellen Stimmen der Ukraine: Sofia Andruchowytsh.

Foto: ValentyN Kuzan

# Trauma und Erzählung

Sofia Andruchowytsh hat mit „Die Geschichte von Sofia“ ihr dreibändiges Amadoka-Epos abgeschlossen, das sich der Geschichte und Gegenwart der Ukraine aus verschiedenen Richtungen annähert. Bert Rebhandl sprach mit der Schriftstellerin über Krieg, Schreiben, Identität und das, was sie den politisch Verantwortlichen in Österreich und der EU sagen würde, wenn man sie fragen würde.

Ein Mann ohne Gedächtnis trifft auf eine Frau, die alles weiß. Das wäre eine mögliche Kurzesthaltsangabe für das Amadoka-Epos von Sofia Andruchowytsh. Ein Roman in drei Teilen, insgesamt gut 1300 Seiten stark, der dritte Teil ist eben erschienen, damit ist die deutsche Ausgabe vollständig.

Der Mann ohne Gedächtnis heißt (vielleicht) Bohdan. Er hat im Krieg in der Ostukraine einen Treffer abbekommen, der ihn im Grunde den Kopf gekostet hat. Er wurde notdürftig zusammengefleckt, er hat auch so etwas wie ein Gesicht, allerdings ein entstelltes. Ob er jemals wieder mit einem früheren Selbst in Verbindung treten wird, ist eine der Spannungsebenen des Romans.

## Bohdan und Romana

Die Frau, die alles weiß, heißt Romana, und es gibt die eine oder andere Irritation, ob der Mann, den sie aus dem Krankenhaus zu sich nach Hause mitnimmt, tatsächlich „ihr“ Bohdan ist. Der hatte doch Schuhgröße 46 1/2, und jetzt sind es 45. Aber gut, wer würde auf solchen Kleinigkeiten bestehen angesichts des Umstands, dass Romana einmal einen schönen Mann mit ebenmäßigem Gesicht kannte, und nun lebt sie mit einem Monster zusammen, dem sie stundenlang von früher erzählt. Bohdan und Romana, das er-

gibt in Summe nicht einfach ein Paar, das ergibt einen Staat, ein Land, eine Nation. Bohdan und Romana sind die Ukraine in Sofia Andruchowytshs Epos. Trauma und therapeutisches Erzählen als Liebespaar.

Der russische Präsident und Feldherr Wladimir Putin behauptet gern, dass es die Ukraine gar nicht gibt. Würde er das Amadoka-Epos lesen, was man ausschließen kann, könnte er alle die Weisen begreifen, auf die es die Ukraine gibt und auch nicht gibt, und sogar die Weisen, auf die es die Ukraine gibt, weil es sie so lange nicht gab und jetzt wieder für viele nicht geben soll.

Nationale Identität ist niemals eine Tatsache, sondern immer eine Erzählung. Die Ukraine hat nun aus den Händen einer 1982 geborenen Frau einen Text, der eine Nation gewissermaßen auch erst konstituiert. Und zwar nicht zuletzt aus der enormen Gewalt heraus, die sie im 20. Jahrhundert erlebt hat.

In den Tagen vor ihrer Reise nach Wien ist Sofia Andruchowytsh in Avignon, wo gerade ein Theaterstück erarbeitet wird, das vor allem der *Geschichte von Romana* gewidmet ist. In der Trilogie ist das der erste Band, der zweite heißt *Die Geschichte von Uljana* (die Großmutter von Bohdan), der dritte *Die Geschichte von Sofia* (eine Frau inmitten des intellektuellen Kiew der

1920er-Jahre). Könnte man das Amadoka-Epos vielleicht als einen Versuch über die Unmöglichkeit aller Identitätsstiftenden Großerzählungen lesen? „Ich würde nicht von Unmöglichkeit sprechen“, antwortet Sofia Andruchowytsh in einer Videoschaltung. „Aber Identität ist eine komplizierte Verbindung vieler Punkte. Für die Ukraine noch schwieriger wegen der Sowjetunion und wegen der imperialen Geschichte davor. Selbst für Ukrainer gibt es kein klares Bild. Meine Ver-

sion geht von einem persönlichen Standpunkt aus, von einigen konkreten Figuren. Ich beziehe aber auch das Revival ukrainischer Kultur in den 20er-Jahren ein und die stalinistische Repression, die daraus folgte. Immer wieder gab es Leute, die Lücken in der Entwicklung der ukrainischen Kultur zu schließen versuchten und sie mit der Kultur in der Welt zu verbinden versucht haben. Und immer wieder wurden solche Versuche unterdrückt.“

## Jahrhundert der Extreme

Das 20. Jahrhundert wird häufig als das „Jahrhundert der Extreme“ bezeichnet. Aus dem Amadoka-Epos wird deutlich, dass diese Erfahrungen in der Ukraine noch einmal extremer waren als anderswo. Sofia Andruchowytsh arbeitet sich erzählerisch durch die Großkomplexe des nationalsozialistischen und des stalinistischen Terrors.

Der zweite Teil ist vor allem dem Holocaust und den unterschiedlichen Formen von Verstrickung der ukrainischen Bevölkerung gewidmet, der dritte Teil führt tief in den Wahnsinn, der aus der kommunistischen Parteidisziplin die Berechtigung zu grausamster Folter ableitet. Aber auch zu einer rätselhaften Figur wie Wiktor Petrow, einem bisher wenig beachteten Schriftsteller und Intellektuellen, mit dem

Sofia Andruchowytsh sich intensiv beschäftigt hat. „Seine tatsächliche Identität blieb mir verschlossen“, räumt sie ein und kehrt damit wieder zum Kern ihres Vorhabens zurück.

Sofia Andruchowytsh wurde in Iwano-Frankiwsk geboren, einer Stadt in der westlichen Ukraine. Sie ist die Tochter von Juri Andruchowytsh, einem der bedeutendsten Schriftsteller des Landes. 2014 erschien *Der Papierjunge*, ein historischer Roman über die Stadt Stanislau, das war der Name von Iwano-Frankiwsk, als die Region noch zu Habsburg gehörte (wodurch sich der halb ironische Originaltitel *Felix Austria* erklärt).

2014 war auch das Jahr, in dem sich für die heutige Ukraine alles änderte: Mit dem Euromaidan forcierte sich eine riesige Volksbewegung für Demokratie und gegen Korruption, und Russland begann mit der Besetzung der Krim und Teilen der Donbass-Region seinen Krieg. Aus diesem Kontext erwuchs die Figur des Bohdan, der Sofia Andruchowytsh half, die beiden davon unverbundenen Teile ihrer Roman-Idee zusammenzuführen.

„Nach 2014 waren wir unter Schock, und es war ein emotionaler Moment enormer Veränderung in unserer Gesellschaft. Die Menschen begannen, Fragen zu stellen. Sie

▷ Fortsetzung auf Seite A 2

wurden neugieriger auf ihre Familiengeschichten, sie suchten nach Gründen für das, was passierte. Mit dem Krieg im Donbass kamen auch viele Geschichten von Familien, die von ihren Angehörigen getrennt wurden. Der Mann ohne Gedächtnis in meinem Buch kam aus einer tatsächlichen Geschichte, von der ich erfuh. Es gibt viele ähnliche. Ich hatte nun eine Struktur. Eine Geschichte über Erinnern auf verschiedenen Ebenen. Ein konkreter Mann, aber auch eine ganze Generation haben ihr Gedächtnis verloren. Außerdem konnte ich nun verschiedene geografische Teile der Ukraine und verschiedene Zeiträume zusammenführen. Erinnerung ist niemals logisch. Das Jahr 2014 verließ meiner Konstruktion eine bestimmte Logik.“ Den letzten Baustein ihrer fragilen Konstruktion fand Andruchowytsh schließlich bei dem antiken Historiker Herodot, bei dem von einem großen See die Rede ist, der sich einmal auf dem Territorium der heutigen Ukraine befunden haben soll.

Man sprach damals von Sarmatien, der Amadoka-See ist letztlich eine mythische Größe. „Aber für viele Kartografen im Mittelalter war es eine Tatsache, und damit ist er auch für uns auf eine gewisse Weise real.“ Für Andruchowytsh ist das Bild vom See auch eines für das literarische Erzählen, für den „fluiden“ Charakter der Erinnerung. Romana ist die Figur, die sich einer Quelle am nächsten sieht, sie wird selbst zu einer Quelle. Die Zweideutigkeit dieses Worts, das auch für die Historiografie so bedeutsam ist, ist eine der Grundtatsachen im Amadoka-Epos.

#### Anatomie eines Genozids

Vor allem der zweite Band ist auch deswegen von prinzipiellem Interesse, weil er von Themen handelt, die sowohl in der Literatur als auch in der Wissenschaft eingehend behandelt wurden. Von Omer Bartov gibt es ein berühmtes Buch, *Anatomie eines Genozids*, in dem er die Geschehnisse in der Stadt Buchacz (Butschatsch) während der NS-Besatzung eingehend darlegte.

Sofia Andruchowytsh kam aufgrund einer Einladung für zwei Wochen nach Butschatsch. Sie nahm einen ukrainischen Alltags wahr, der „sehr stark mit dem Vergessen von Dingen zusammenhing“. Die Menschen wollten nicht genau wissen, welche Bewandnis es mit vielen Gebäuden in einer Stadt hatte, die lange ein Zentrum jüdischer Kultur in Osteuropa gewesen war.

Unweigerlich kommt man dabei auch auf Aspekte ukrainischer Kolonisation mit dem Holocaust, ein Thema, das von der russischen (und auch von westeuropäischer linker) Propaganda immer wieder für abstruse Behauptungen über eine bis heute „faschistische“ Ukraine ausgeschlachtet wird.

Das Amadoka-Epos tritt in diesen Passagen ausdrücklich in ein Verhältnis zur Wissenschaft. „Ich habe mir Dinge vorgestellt, aber auf Grundlage intensiver dokumentarischer Vorarbeit. Das Erfinden all der Dinge, die ein Historiker nicht erreichen kann, ist Aufgabe einer Schriftstellerin.“

Damit wird auch deutlich, dass Romana im Buch eine Stellvertreterin der Autorin selbst ist. „Mein Bild von Romana ist auch eine Reaktion auf eine bestimmte Idee von Schreierin. Man sagt manchmal, eine Autorin sollte mit ihrem Thema einbezogen werden, sie sollte sich selbst vergessen und ganz in der Geschichte aufgehen. Dafür soll sie sich leer machen, soll sie wie eine leere Seite werden.“

Romana ist bei Andruchowytsh eine Art Medium, sie arbeitet einerseits klassisch archivarisches, gleich zu Beginn des ersten Bandes wird

eine große Ladung Fotografien bei ihr abgegeben. Mit diesen Dokumenten wird dann aber literarisch gearbeitet. Der zweite Band beginnt mit Beschreibungen konkreter Bilder, und unversehens ist man wieder mitten im Erzählen. Das Amadoka-Epos ist damit, wie alle großen Romane, zugleich eine Poetologie seines Verfahrens und eine Reflexion auf die Bedingungen seiner Möglichkeit. Und damit auch der Möglichkeit, die Ukraine als eine „imaginierte Gemeinschaft“ konkret zu machen.

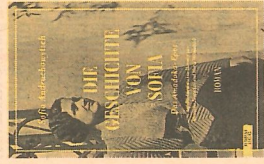
Der Krieg hat diese Prozesse des schmerzhaften Selbstverstehens, die in ganz Osteuropa in Gang sind (und die auch für Österreich keineswegs abgeschlossen sind), brutal beschleunigt und zugleich verunmöglich. Sofia Andruchowytsh hat spätestens mit ihrer Trilogie den Status einer autoritativen intellektuellen Stimme ihres Landes erlangt, sie spricht auf einer Ebene mit ihrem Vater, zu dessen Rang sie aufgeschlossen hat.

”

Das Erfinden aller Dinge, die ein Historiker nicht erreichen kann, ist Aufgabe einer Schriftstellerin.

Was würde sie Politikern in Österreich, in der EU sagen, wenn sie ein paar Minuten deren Gehör hätte? „Ich würde darauf hinweisen, dass in der Ukraine jeden Tag Menschen sterben. Lebendige Menschen, Angehörige von lebendigen Menschen. Jeder ist ein ungeheurer Verlust und Schmerz. Gerade diese Woche wurde Odessa wieder angegriffen. Ich kann nur bitten: Hören Sie auf die Ukraine.“

Mit dem Amadoka-Epos hat die Ukraine nun auch ein literarisches Werk, das eine Brücke in die Moderne baut. Ein identitätsstiftendes, aber nicht ideologisches Meisterinnenwerk im allerhöchsten Sinn.



**Sofia Andruchowytsh**, „Die Geschichte von Sofia“. Übersetzt von Alexander Kratochvil und Maria Weissenböck. € 35,- / 688 Seiten. Residenz, Wien/Salzburg 2024

# Ein Dolchins Herz von Lwiw

Am 4. September 2024 werden bei einem russischen Raketenangriff in Lemberg sieben Menschen getötet. Unter ihnen vier Mitglieder der Familie Basylewytsh: die Mutter Jewhenija (43), die Töchter Jaryna (21), Daryna (18) und Emilija (7). Nur der Vater Jaroslaw überlebt.

Larissa Cybenko

Der Lytschakiw-Friedhof in Lemberg, heute Lwiw, gehört zu den Sehenswürdigkeiten der westukrainischen Stadt, deren Altstadt Teil des Weltkulturerbes ist. Vor Jahrhunderten, als die Innenstadt noch ummauert war, lag er am Stadtrand und diente als Begräbnisstätte für Namenlose oder Opfer von Seuchen.

Ab Ende des 18. Jahrhunderts, nach den Reformen der habsburgischen Verwaltung, die hier ab 1772 regierte, wurde der alte Friedhof für die Bestattung der verstorbenen Mitglieder der reicheren Familien, aber auch der Lemberger Prominenz genutzt. In der polnischen Zwischenkriegszeit, in den 1920er- und 1930er-Jahren, hatte Lyczaków – so der polnische Name – den Ruf, einer der schönsten Friedhöfe Europas zu sein: Lemberger Père Lachaise.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, als sich die sowjetische Verwaltung in der Stadt etablierte, diente der Friedhof als Begräbnisstätte für die Verstorbenen regimetreuer Familien. Er wurde der Zeit und der Natur überlassen und blieb so in seinem ursprünglichen Zustand erhalten. Das hügelige Gelände des Friedhofs war zu jeder Jahreszeit schön. Hohe alte Bäume, Alleen, die sich bergauf- und bergab schlängelten, schmale Wege, kleine Kapellen, Familiengräber, Figuren und Flachreliefs aus Sandstein, Granit, manchmal Marmor. Abends flackerten kleine Kerzen in den kunstvollen Metallaternen. Hier war Ruhe, es gab nichts Bedrohliches. Die Stimmung, die auf dem Friedhof herrschte, verband ihn nicht mit Tod und Trauer.

Der Lytschakiw-Friedhof wurde so zum Ort für Verlebte. Man spazierte an heißen Sommertagen durch das schattige Gelände, entzifferte Inschriften, saß auf Bänken neben alten Gräbern, die von Efeu, Unkraut und hohen Gräsern überwuchert waren. Der Duft der verwelkten Pflanzen war berauschend. Die Welt bestand aus Himmel, Bäumen und sattem Grün. Der Lytschakiw-Friedhof hatte eine besondere Anziehungskraft, die schwer zu erklären war. Vielleicht war es das Gefühl von Ewigkeit.

Dann kamen neue Zeiten unter ukrainischer Verwaltung. Hier wurde schon lange nicht mehr bestattet, nur noch selten, in „besonderen Fällen“. Es war eine Prestigefrage. Auf dem Friedhof wurde Ordnung geschaffen: Efeu und Unkraut entfernt, Sandsteinstelen gereinigt, viele alte Bäume gefällt.

Der Lytschakiw-Friedhof wurde unter Denkmalschutz gestellt, er wurde zu einer Gedenkstätte, einem Museum, durch das Touristen aus dem In- und Ausland geführt wurden und kaum noch tatsächlich Leichenprozessionen in einer der Alleen stattfanden.

Am Rande des Friedhofs gab es schon immer ein großes freies Gelände, auf das die Touristen nie geführt wurden: das „Marsfeld“. Lange Zeit gab es hier nur wenige Soldatengräber, in die die sterblichen Überreste der im Kampf um den ukrainischen Staat Gefallenen von anderen Begräbnisstätten umgebettet wurden.

Die zeitliche Distanz, die bei der Betrachtung dieser mit ukrainischer nationaler Symbolik geschmückten Denkmäler eine Rolle spielte, neu-

tralierte die Emotionen. Doch vor kurzem – es war der Sommer des zweiten Jahres des russischen Vernichtungskrieges gegen die Ukraine – veränderte sich das „Marsfeld“. Das bis vor kurzem noch freie Gelände war dicht mit neuen Soldatengräbern bedeckt.

Blau-gelbe Schleifen, Fahnen, bestickte Handtücher, Kreuze. Ein Meer von Blumen. Und Fotos. Junge, schöne Gesichter, eindruckliche Blicke. Ihr Leben hatte gerade begonnen. Jetzt war Krieg. Um des eigenen Lebens willen, um des Lebens der Eltern, der Geschwister, der Geliebten, der Kinder, auch der ungeborenen, um des Lebens der Freunde, der Mitbürger, um der Existenz des eigenen Landes willen. Diese Menschen haben nie an Krieg gedacht, sie haben niemanden angegriffen. Ihr Leben wurde ihnen dennoch genommen.

Im Sommer des zweiten Kriegsjahres galt Lwiw, die ganze Westukraine, als „sicheres Gebiet“, weit weg von der Frontlinie. Das Leben ging weiter, man gewöhnte sich an den Gedankengang an den Krieg, man resignierte. Aber es gab immer wieder russische Drohnen, die von der Luftabwehr abgeschossen wurden, oder bedrohlichen Alarm, der meist zwischen vier und fünf Uhr morgens losging, wenn ein Bomber über dem Kaspischen Meer aufstieg, man wusste in den ersten Sekunden nie, in welche Richtung er seine tödliche Last bringen würde.

#### Vergebliche Hoffnung

Manchmal schlugen die russischen Raketen auch in der Westukraine ein. So auch am 4. September, als in den frühen Morgenstunden Sirenen das Bombardement ankündigten. Die Familie Basylewytsh floh zu fünf in ihr Treppenhaus, weil sie glaubte, dass man sich so in Häusern besser schützen kann, in denen es keinen geeigneten Keller gab. Es war ein Haus aus der „friedlichen“ Zwischenkriegszeit, gebaut von polnischen Baumeistern, in einem Wohnviertel, in dem kunstvolle Villen mit Gärten stehen.

Der Vater, Mitte vierzig, seine Frau, die Mutter, dreißig, und ihre drei Töchter, ein- und zwanzig, achtzehn und sieben Jahre alt. Eine liebevolle, kultivierte und traditionsbewusste ukrainische Familie. Der Vater kehrte kurz in die Wohnung zurück, um Wasser zu holen, als eine Lenkrakete, auf Russisch „Kinschal“ (der Dolch) genannt, mitten im Haus einschlug. Nur der Vater blieb am Leben. Dieser Satz wurde immer wieder in den Medien wiederholt. Von Splintern verletzt, grub er gemeinsam mit Helfern in den Trümmern nach seinen Lieben, in der Hoffnung, sie noch am Leben zu finden. Vergeblich.

Fast die Hälfte der Stadtbevölkerung nahm an der Beerdigung teil. Es waren mehrere Tausend. Während der Seelenmesse in der griechisch-katholischen Kirche gab es keinen Platz mehr, alle Nebengassen waren voll von Menschen. Drinnen standen vier offene weiße Särgе, in denen die Mutter und ihre drei Töchter in weißen Kleidern lagen.

Der Vater ging von einem Sarg zum anderen, umarmte sie, er weinte bitterlich. Die lange Prozession zog durch das Stadtzentrum in Richtung Lytschakiw-Friedhof. Die Menschen auf den Bürgersteigen knieten nieder, viele beteten. Auf dem Friedhof gingen sie langsam und schweigend die lange, windige Allee bergauf. Es war ein warmer Frühherbsttag mit tiefstehender Sonne und safrangelbem Licht.

Am frischen Grab sangen die Geistlichen, als die vier Särgе vorsichtig hinabgelassen und eilig mit sandiger Erde bedeckt wurden. Es ist nur eine Episode in der großen Tragödie, die sich in der Ukraine seit zweieinhalb Jahren abspielt. Der Vater wurde die ganze Zeit von einem Verwandten gestützt. Er hat alles verloren. Ihm bleiben nur Erinnerungen und unsagbares Leid. Oft kommt er auf den Friedhof und steht lange und gebückt vor dem Grab mit den vier Holzkreuzen und den großen Fotos mit den freundlichen Gesichtern. Sie lächeln. Der Vater schweigt. Sein Leben ist stehengeblieben. Es kommen auch viele andere Menschen hierher. Es sind keine Touristen, nur Einheimische. Auch sie bleiben stehen und schweigen. Lwiw ist im Krieg.



Das „Marsfeld“ in Lwiw: Hier reihen sich heute Gräber von Kriegsoffizieren aneinander.

Foto: Imago/urPhoto

#### ALBUM

Mag. Mia Eidlhuber (Ressortleitung)  
E-Mail: album@derStandard.at